

Dreck und Drive

Unkommentierte Aussagen? Ach herrje! Der absurd diskutierte Dokfilm über Michail Chodorkowski

Grit Lemke

Eigentlich hatte Cyril Tuschi (fast) alles richtig gemacht. Im Dokumentarfilm „Khodorkovsky“ erzählt er die Geschichte des russischen Oligarchen und Putin-Opponenten, der kürzlich aus fadenscheinigen Gründen zu weiteren 17 Jahren Haft verurteilt wurde. Er beleuchtet den Fall von verschiedenen Seiten in seiner Komplexität und Widersprüchlichkeit, anstatt zu werten oder zu richten. Nun, da sich der Film selbst ganz in Fortschreibung der undurchsichtigen Geschichte seines Protagonisten zum Kriminalfall entwickelt – kurz vor seiner Weltpremiere auf der Berlinale war in die Berliner Räume der Produktion eingebrochen und zum wiederholten Male sämtliches Material entwendet worden, macht man Tuschi absurder Weise genau das zum Vorwurf.

Über viele Jahre hat der Filmemacher recherchiert, gedreht und sich in ein gruseliges, zuweilen kafkaesk anmutendes Gestrüpp aus dreckigen Geschäften und noch dreckigerer Politik begeben. Der Film – und das ist vielleicht der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte – startet mit der Frage, wie aus einem vorgeblich kommunistisch erzogenen Pionier und Komsomolzen (als hätte die Mitgliedschaft in diesen Organisationen irgend etwas zu bedeuten) eine der reichsten und mächtigsten Figuren der russischen Nachwende-Wirtschaft werden konnte. Obwohl russischstämmig scheitert der im Westen aufgewachsene Tuschi hier kläglich, besonders wenn er den ausgemachten Vollidioten Pavel Kortschagin, den kein vernunftbegabtes Ostkind je ernst genommen hat, zum großen Vorbild Khodorkovskys stilisiert. Von dieser Verirrung abgesehen findet der Film zu seinem Thema und entwickelt aus der Vielschichtigkeit des Stoffs – und weniger durch die Inszenierung im Stil eines Agententhillers unter Aufbietung entsprechender visueller Effekte, die man nicht mögen muss – beachtlichen Drive.

In den Aussagen von Weggefährten, Familienangehörigen, Geschäftspartnern, Rechtsanwälten, Geheimdienstagenten und Politikern entfaltet sich das Faszinosum eines charismatischen Typen, der als Menschenrechtsaktivist zum Opfer eines korrupten Systems wurde, das er als gnadenloser Ölmagnat maßgeblich mit begründete. Jenseits von Gut und Böse – nur ist ein solcher Fall für das deutsche Feuilleton schwer zu begreifen. So ereifert man sich darüber, dass Tuschi keine Partei für eine Seite ergreife, Aussagen nicht kommentiere (ach herrje!) und damit Gesprächspartner gefährde. Wen denn? Etwa solche Kannäillen wie Joseph Fischer, der eindrucklich und selbstgefällig erläutert, dass Politik nichts mit Menschenrechten, aber viel mit Geld zu tun habe? Selbst für einen Antisemitismus-Vorwurf an Tuschi ist man sich nicht zu blöd. Schon Pech, wenn man einen Protagonisten hat, der in kürzester Zeit zum reichsten Mann der Welt unter 40 wurde, aber dessen Vater Jude ist. Die Wirklichkeit sollte wirklich ein bisschen besser aufpassen, was sie so hervorbringt. Tatsächlich scheint es, als hätten eine Menge Leute Interesse daran, dass dieser Film verschwindet (die Berlinale hatte allerdings schon vor dem Diebstahl eine Kopie in ihren Beständen). Putin, Fischer & Co sowieso. Aber auch alle, die eine komplizierte Wahrheit nicht aushalten können. Glückwunsch an Tuschi.

»Khodorkovsky«, Regie: Cyril Tuschi, D 2010, 111 min

Erschienen in: junge Welt 15.02.2011
<http://www.jungewelt.de/2011/02-15/008.php>